

Beilage zum Hohenstein-Ernstthaler Anzeiger

Tagblatt.

Nr. 142.

Samstag, den 22 Juni 1913.

40. Jahrgang

Deutscher Reichstag.

166. Sitzung vom 20. Juni.

Zunächst wird eine kurze Anfrage erledigt. Abg. D o m b e d (Bole) weist darauf hin, daß der Oberschlesische Berg- und Hüttenmännische Verein zu Katowitz nach dem letzten Bergarbeiterstreit über Arbeiter die Auslieferung auf drei Monate verhängt haben soll. Die königlich Preussische Bergwerksdirektion habe sich diesem Beschlusse angeschlossen haben.

Ministerialdirektor C a s p a r erklärt, daß eine Auslieferung von drei Monaten nicht verhängt worden ist. Später wurde eine Auslieferung ausgesprochen. Der Handelsminister hat sofort das Erforderliche veranlaßt, um die Auslieferung aufzuheben. Sie hat nur zwei Wochen gedauert. Der Reichszentralrat hat daher keine Veranlassung, sich weiter mit der Sache zu befassen.

Darauf wird die zweite Lesung der Wehrvorlage fortgesetzt (8. Beratungstag). Zunächst entnimmt sich eine lebhafte und ausgedehnte Geschäftsordnungsdebatte.

Präsident K ä m p f: Vor Eintritt in die Tagesordnung will der Abg. Brand ein Telegramm verlesen, das sich auf die gestrige Boykottfrage bezieht. Ich erteile dem Abg. Brand das Wort.

Abg. Graf Westarp (konf.): Ich erhebe Widerspruch, da die Debatte über diese Frage gestern geschlossen ist und das Wort nur erteilt werden kann, wenn niemand widerspricht.

Präsident K ä m p f: Da Widerspruch erhoben ist, muß ich davon Abstand nehmen, dem Abg. Brand das Wort zu erteilen. (Großer Lärm bei den Sozialdemokraten und Zurufe: Abg. Brand hat bereits das Wort erhalten.)

Abg. Haase (Soz.): Es ist schon mehrfach gestattet worden, vor Eintritt in die Tagesordnung eine Erklärung abzugeben, auch wenn die Diskussion bereits geschlossen ist. Abg. Brand hat gestern bereits vom Präsidenten die Erlaubnis erhalten, das Telegramm zu verlesen. Der Präsident durfte daher dem Abg. Grafen Westarp gar nicht mehr das Wort zur Geschäftsordnung erteilen.

Abg. Brand (Soz.): Ich hatte tatsächlich vom Präsidenten die Erlaubnis erhalten, das Telegramm hier zu verlesen, und ich hatte schon die beiden ersten Worte vorgelesen. Ich

habe das Wort erhalten und hatte mich für berechtigt, die Depesche vorzulesen. Sie lautet: Präsident K ä m p f: Ich habe dem Abg. Brand, als er mich beim Betreten des Saales hat, eine Depesche verlesen zu dürfen, gesagt: Damit wird die Debatte wieder eröffnet. Darauf hat nun ein Mitglied des Hauses Widerspruch erhoben; das muß ich feststellen.

Abg. Graf Westarp (konf.): Die Verlesung des Telegramms vor Eintritt in die Tagesordnung kommt gar nicht in Frage, da wir schon einen Punkt der Tagesordnung erledigt hatten. Der Präsident hat ferner erklärt, daß mit der Erklärung die Diskussion wieder eröffnet wird. Das konnte aber nur geschehen, wenn niemand widerspricht. Da ich widersprochen habe, ist die Verlesung unzulässig.

Abg. v. Bayer (Wpt.): Wir waren tatsächlich bereits in die Tagesordnung eingetreten, als Abg. Brand seine Depesche verlesen wollte. Da die Wiedereröffnung einer bereits geschlossenen Debatte nur zulässig ist, wenn niemand widerspricht, so muß es bei dem guten Willen des Präsidenten sein Bewenden haben.

Abg. Haase (Soz.): Die Zulassungen von Erklärungen vor Eintritt in die Tagesordnung ist in die diskretionäre Gewalt des Präsidenten gestellt. Ein Widerspruch eines Mitgliedes des Hauses ist daher nicht zulässig.

Abg. Brand (Soz.): Wenn ich verbinde, die Depesche zu verlesen, so hat der Präsident nicht im Rahmen seiner Befugnisse gehandelt, wenn er einem anderen Mitgliede des Hauses das Wort erteilt hat. (Hör- und Unruhe.)

Präsident K ä m p f: Dagegen muß ich Verwahrung einlegen. (Beifall.) Ich habe ausdrücklich erklärt, daß durch die Verlesung der zwei Seiten langen Depesche die Diskussion wieder eröffnet würde, und daß ein Widerspruch diese Verlesung verhindern müßte.

Abg. Graf Westarp (konf.): Ich habe das Recht, vor Dr. Brand zu sprechen. (Widerspruch bei den Soz.) Ich verbitte mir derartige Bemerkungen. (Großer Lärm bei den Soz., anhaltende Unruhe, Zwischenrufe. Der Präsident erteilt einem sozialdemokratischen Abgeordneten einen Ordnungsruf.)

Abg. Schullk (Wpt.): Der ganze Reichstag ist sich einig, daß es nicht angeht, in einem

einzelnen solchen Falle die Gebräuche des Hauses anzustoßen.

Abg. Brand (Soz.): Ich lege daher die Depesche auf den Tisch des Hauses nieder. Damit ist diese Angelegenheit erledigt.

Darauf wird die Beratung der Wehrvorlage fortgesetzt. Der sozialdemokratische Antrag, der auch gerichtliche Maßnahmen gegen den Militärboikott ermöglichen will, wird mit 201 gegen 127 Stimmen abgelehnt. Die Abstimmung über die Kommissionsresolution erfolgt durch Sammelfassung. Sie wird mit 196 gegen 100 Stimmen angenommen. Die Resolution eruchtet den Kanzler, dafür zu sorgen, daß seitens der Militärverwaltung den Soldaten der Besuch einer Kneipe nicht verboten werden darf, weil der Inhaber eine bestimmte politische Überzeugung hat oder Angehörigen einer politischen Partei seine Räume zur Verfügung stellt; es sei denn in der Zeit, in der politische Versammlungen in dem Anwesen abgehalten werden.

Nunmehr wird die Beratung des sozialdemokratischen Antrages fortgesetzt, nach dem die Beförderung innerhalb der Armee nur von der persönlichen Tüchtigkeit abhängen soll. Auf die gesellschaftliche Stellung oder die Zugehörigkeit zu einer Religionsgesellschaft oder politischen Partei soll keine Rücksicht genommen werden.

Abg. Werner (Wirtsch. Vgg.): Mit dem Worte der Antisemitismus ist eine Schmach des Jahrhunderts, ist gar nichts getan. Ich bin kein unbedingter Lobredner des Offiziersloos. Es sind da schon oberflächliche Sachen vorgekommen. Wir bedauern auch diese Adelswappen-Vergoldungen im Interesse der Reinerhaltung unserer Rasse. (Gelächter links.) Das verstehen Sie natürlich nicht; es sitzen zu viele Juden unter Ihnen. Wir haben im Deutschen Reichstage 20 Herren jüdischen Namens. Das Judentum eignet sich nicht für den Militärdienst; auch für den Schuldienst ist es wenig tauglich. Aber das ist nebensächlich und liegt im Werte. Wichtig ist, daß sich im Judentum sehr viele revolutionäre Elemente befinden.

Den Ausführungen des Abg. Werner traten die Abg. Schöpflin (Soz.), Erzberger (Ztr.), Heine (Soz.), Waldstein (Wpt.) entgegen.

Darauf wurde der sozialdemokratische Antrag abgelehnt. Nach einem weiteren sozial-

demokratischen Antrag dürfen Mannschaften nicht zu polizeilichen Zwecken, noch als Ersatz für streikende oder ausgesperrte Arbeiter verwendet werden.

Kriegsminister von Seevingen bezeichnete Äußerungen des Abg. Liebnicht unter großem Lärm der Sozialdemokraten als Klatschgeschichten. Das Meer sei nicht in erster Linie für den inneren Feind da, aber es könne verfassungsgemäß zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Lande herangezogen werden. Im Ruhrrevier wurden durch das Erscheinen des Militärs erste Unruhen verübt. Wenn die Truppen Maschinengewehre mitgeführt hätten, so hätten diese zur Ausrüstung der Truppen gehört.

Der Antrag wurde abgelehnt. Sonnabend Weiterberatung.

Zur Weihe des Bergtheaters Hohenstein-Ernstthal

wird uns geschrieben:

Ein großer Tag steht unserer Stadt am morgigen Sonntag wieder bevor, ein Tag, wie er in seiner Eigenart und Bedeutung nicht bald wiederkehren wird. Die Eröffnung des Naturtheaters auf dem Pfaffenberg dürfte ein Marstein werden in der Geschichte unserer Heimatstadt. Wir wollen nicht dem Gange der Entwicklung vorgreifen; wird sich jedoch der Plan in der Weise ausgestalten, wie wir wünschen und hoffen, so wird unser Bergtheater zu einer Einrichtung werden, an der die Bürger der alten Bergstadt mit stolzer Freude festhalten werden, damit sein Ruhm auch über unsere Stadt Mauern hinauswache und der Naturtheaterort Hohenstein-Ernstthal das Ziel vieler Fremder aus der Gegend werde. Das wird unserer Stadt und ihren Bewohnern materiellen Nutzen bringen. Daneben wird durch unsere Naturbühne das natürliche Kunstempfinden der Stadtbewohner verbessert und — was der herrliche Lohn sein wird — die Heimatliebe und Heimatverehrung gestärkt und belebt.

Die Weihe des Bergtheaters ist somit nicht allein die Eröffnung eines geschäftlichen Unternehmens, sondern es ist Sache jedes Bürgers, der seine Heimatstadt liebt, ihre Frei-

Im Labyrinth des Lebens.

Roman von R. Anschütz-Schönau.

25. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Das werden die Eltern nicht leiden!“ stieß das Kind trotzig hervor.

„Doch!“ erklärte Gabriele bestimmt. „Die Eltern werden auf meine Wünsche ganz sicher Rücksicht nehmen und Dich nicht fragen.“

„Mutter, Großmutter!“ schrie das Mädchen erregt aufspringend und zu den beiden erschrockenen Frauen eilend. „Sagt Ihr es dem Fräulein Pat, daß Ihr mich nicht fort laßt, und daß Ihr über mich zu beschließen habt, nicht sie.“

„Um Gotteswillen, Kind, sei doch nur still!“ beschwichtigte die Mutter das aufgeregte Kind. „Du weißt doch,“ hießte sie flüsternd hinzu, „was wir ihr zu danken haben, daß sie uns von Haus und Hof weggelassen hat, wenn wir ihr nicht gehorchen. Mach' Dich und uns nicht unglücklich, Vorchen.“

Demme war indessen zu Gabriele getreten und hat ebenfalls flüsternd: „Daß sie jetzt, Gabriele, sie hat Dein aufbrausendes, stolzes Temperament und der Gedanke, von uns fortzumüssen, macht sie rasend. Wir haben's erfahren.“

„Und immer nachgegeben, natürlich!“ nickte Gabriele. „Doch fürchte nichts, ich weiß ein Mittel, den Trostlopf gefügig zu machen. Dolores!“ wandte sie sich laut an das Mädchen, das der Mutter Hüfte umschammernd, trotzig herüber sah. „Geh' jetzt und zieh' Dich um! In einer Stunde erwarte ich Dich auf meinem Zimmer. Du wirst mir Deine Heften vorlegen und magst Deine Zeichnung mitbringen. Wenn Du wirklich Talent hast, will ich sehen, was sich tun läßt. Adieu einzuweilen!“

Mit freudlichem Kopfnicken verließ sie die Stube, Herminens Begleitung abwehrend. Sie kannte ja den Weg zu ihren Giebelstübchen, wußte auch, daß sie dieselben in tadelloser Ordnung vorfinden würde. Gedankenvoll stieg sie die knarrende Holztreppe hinauf und trat in das Wohnzimmer ein, dessen Dielen blütenweiß geschweert und mit Käusern belegt waren. Hülfende Sauberkeit überall. Auf den Fenstersimsen standen blühende Topfgewächse und die Kissen auf der Chaiselongue lagen just so, als ob sie gestern erst darauf geruht. Und doch waren Jahre vergangen, seit sie dieses Stübchen zum letzten Male betreten. Sie

öffnete den Kleiderschrank und mußte lächeln. Da hing der altmodische hellbraune Schlafrock noch am selben Fleck. Büschel von Wattenfrank und getrockneter Waldmeister hingen an den leeren Nägeln und strömten einen eigenartig herben und doch angenehmen Duft aus. Sie nahm das Kleidungsstück heraus und betrachtete nun das einseitige Schlafstücken. Ueber die gestricelte, weiße Bettdecke, ein Wert Herminens, war eine graue Leinwanddecke zum Schutze gebräutet, sonst alles gebrauchsfertig; sogar für Wasser in der Waschtoulette war gesorgt. Ein paar hellblaue, geflickte Pantoffeln standen vor dem Bett. Die waren neu und gewiß eine Arbeit der Kleinen. Bei diesem Anblick regte sich etwas im Herzen Gabriels. Sonderbar! Was früher nie der Fall gewesen, heute empfand sie plötzlich Sympathien für das Kind. Keine, wo sie am wenigsten Ursache dazu gehabt, wo es trotzig, auflehnd gegen sie gewesen. War es die Kleinlichkeit des Charakters mit dem ihren? Unwillkürlich mußte sie der Zeiten denken, wo sie selbst unter dem Joch der Tante geschmachtet und ähnliche Szenen sich oft genug abgepielt hatten. Sollte sie ihr eigen Fleisch und Blut in ähnlichen, peinlichen Abhängigkeitsverhältnissen aufwachsen lassen, dem Kinde dieselben drückenden Sklaventeiten der Dankbarkeit anlegen, die sie einst so münd gerieben?

Nein, tausendmal nein! Diese Leiden sollte es nicht durchmachen müssen. Sie liebte das Kind nicht, ganz gewiß nicht, aber dennoch wollte sie es vor diesen Seelentämpfen behüten. Zuerst hatte sie streng und rücksichtslos ihren Willen durchsetzen wollen, jetzt aber entschloß sie sich, durch sanfte Ueberredung, Liebe und Güte auf die Kleine zu wirken.

Während dieser Gedanken hatte sie sich entkleidet, den alten, weichen Schlafrock angelegt und die Pantoffeln über die Füße gestreift. Dabei war ihr wieder so eigen ums Herz geworden. Aber energisch unterdrückte sie das weiche Gefühl. Sie wollte, wollte nicht weichen werden. Nur das nicht! Das Leben erteilte sich viel leichter, wenn man kühlen Herzens durch die Welt ging. Sie hatte das doch wahrhaftig genugmal erfahren.

Sie warf sich auf die Chaiselongue, zog die leichte Decke über sich und schloß die Augen. Sie war müde, wollte zu schlafen versuchen. Aber die Gedanken arbeiteten rastlos weiter

und drehten sich immer um den einen Punkt — das Kind. So sehr sie den Gedanken auch abwehrte, die Bande des Blutes bestanden doch, das Muttergefühl ließ sich nicht ganz erlösen. Und dieses vom Vater ererbte Zeichen! War's nicht wie ein Gericht Gottes! Was sie damals mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln von sich abzuwenden gewollt, hier erstand es ihr von neuem in dem Kinde, und es würde hier ebenso wenig zu unterdrücken sein, als bei Cedric. Wozu also dagegen antämpfen? Vielleicht würde es zum Glück des Kindes und führte auch dieses, gleich dem Vater auf die Höhe des Ruhmes. Und der Abganz dieses Glückes würde auch auf ihren einsamen Lebensweg fallen, ihr Alter verschönernd.

Eine Träne stahl sich auf einmal in ihr Auge, ein weiches Gefühl beschlich ihr Herz. Vorhin als das Kind sich so sicher auf das Recht der Eltern, der Großmutter berief, gegen ihr Nachwort sich auflehnd, hatte sie zum ersten Male Neue erfährt, ihr eigen Fleisch und Blut Fremden abgetreten zu haben. Wie ein Lichtstrahl hatte ihre düstere Seele die Ahnung erhellt, daß es doch etwas Köstliches um den Besitz eines Kindes sein müsse, und daß es ein Frevel gewesen, dieses Kleinod zu verschleudern. Neugierlich ließ sich nichts mehr daran ändern, vor drei Jahren hatte die Adoption stattgefunden und Dolores trug berechtigterweise den Namen ihrer Adoptiveltern, doch das innere Band, das sie mit ihr verknüpfte, das konnte befestigt werden, das lag in ihrer Hand und das wollte sie mit allem Eifer, aller Hingebung erstreben und wenigstens darin gutmachen, was sie in ihrem Groll, ihrer Verbrennung veräußert.

Während Gabriele also grübelnd lag, rann Tränen auf Tränen über ihre Wangen. Sie fühlte es wohl, hemmte sie aber nicht, es tat ihr wohl dieses Weinen. An dem Tage, wo ihr das Bild von Cedrics Frau zu Gesicht gekommen, hatte sie die letzte heimliche Träne gemeint. Zehn Jahre hatte sie in starrer Bitterkeit dahingelebt, ihr Herz gleich einer Felsung gegen jedes weiche Gefühl verteidigt und nun hatte das Kind eine Weiche geschlagen, die Eisrinde zum Schmelzen gebracht. — — — Tapp, tapp, kam es die Holztreppe herauf, zögernde Kinderfüßchen trippelten über den Vorplatz, verharren dann minutenlang an der Tür. Erst als aus dem Hausflur ein leiser

Malarm erfolgte, klopfte die Kinderhand leise an die Tür.

Gabriele hatte alles gehört und sich lautstehend aufgerichtet. Jetzt tilgte sie schnell die Tränen aus ihren Wangen, ließ sich in die vorige Lage zurücksinken, dann erst rief sie: „Herein!“

Die Tür öffnete sich und das schlafende Fräulein des Kindes schob sich durch den Spalt und blieb auf der Schwelle stehen. Es sah jetzt ganz anders aus, als vorhin. Ein lichtblaues Natunkleidchen mit einer weichen Schürze darüber, saubere weiße Strümpfe und schwarze, etwas plumpe Schuhe, sichtbar der Sonntagsstaat, ließen das zierliche Kind bei weitem nicht so anmutig erscheinen, als das so streng gerigete „Fräulein Pat“. Die wirren, blonden Locken waren mittelst Wasser und Pomade ehrbar hinter das Ohr gezwungen und zu zwei Stellen, sich aufräuhelnden Zöpfchen geflochten. Das rötliche Gesichtchen glänzte, vom reichlichen Gebrauch ordinärer Seife, wie mit Seidenschwamm eingerieben. Die wunderlichen, lichtblauen Augen waren die verschwollen. Die Kleine hatte während der Toilette herzbeknend gemeint und war nur durch die ernstesten Vorstellungen und Drohungen zu dem Gange zum erkengenen „Fräulein Pat“ zu bewegen gewesen.

Scheu kam sie näher und reichte Gabriele einige Hefte hin. Gabriele war so betroffen von dem veränderten Aussehen und dem einschüchternden, linsischen Wesen des erst so temperamentvollen Kindes, das sie kaum eine passende Anrede fand. Noch mehr erschraf sie, als das Kind einen Moment die niebergefahrenen Augen zu ihr erhob und ein feindseliges Wied' sie traf.

Mit aller Gewalt sich fassend, richtete sie sich halb auf und sagte freundlich: „Komm näher, Dolores! Setz' Dich hier auf diese Fußbank, noch näher, so!“

Das Kind tat wie ihm befohlen, faltete die Hände im Schoße und sah halb bang, halb trotzig zu Gabriele auf, welche mit unbewegtem Gesicht in den gereinigten Seiten blätterte, die allerdings wenig Erreuliches boten. Aber kein Wort des Tadels kam über ihre Lippen, nur ein ernster, aber durchaus nicht unfreundlicher Wied' traf die Kleine Sinderin, die darunter wieder bis an die Haarwurzeln errötete.

(Fortsetzung folgt.)

Crefelder Seidenhaus Chemnitz, Ecke Post- u. Kronenstr. und Kleiderbesätze. Modernes Spezialhaus für Seidenstoffe. Spezialität: Brautseiden